

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 14 (1910)

Artikel: Aus der Jugendzeit

Autor: Munz, Elisabeth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wußt hingegaben, rastlos weiterstrebenden Schaffens der fernern Entwicklung und der künftigen Ernte des Malers Johannes Weber mit guten Hoffnungen entgegensehen dürfen. Ein gesundes Talent ist in ihm lebendig.

H. T.

Aus der Jugendzeit.

Novelle von Elisabeth Munz, Frauenfeld.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Bei der Heimfahrt lag die Lagune im Glanz der untergehenden Sonne, und über dem Turm von S. Giorgio stand die schmale Sichel des jungen Mondes und der Abendstern. Das Bild kann wohl keiner mehr vergessen, der es einmal gesehen hat.

In unserer Gondel war die Jugend, nämlich ein bairischer Offizier mit seiner reizenden jungen Frau — fröhliche Hochzeitsreisende Leute — Fräulein Cécile, wir beide und der Doktor, der sich selbst lachend zu den Jungen gerechnet hatte. Und nicht mit Unrecht, gibt es doch genug Jünglinge in weißen und Greise in braunen Haaren! Man sang auf der Fahrt ein paar Lieder, die „Loreley“ und das „Heideröslein“, und die fremden Klänge gefielen unsfern braunen Niederern.

„Quant' è bello!“ riefen sie mit blitzen Augen.

„Ja,“ sagte Cécile, „auch ich liebe die deutschen Volkslieder; aber die meisten klingen so traurig aus. Das arme Heideröslein! Immer habe ich Mitleid mit ihm gehabt, weil der wilde Knabe es wirklich brechen durfte.“

„Aber mein Fräulein,“ lachte der junge Offizier, indem er die Hand seiner jungen Frau ergriff, „der Sänger des Heiderösleins, unser großer Goethe, hat wohl gewußt, daß die Blumen eben dazu auf der Welt sind, von uns gebrochen zu werden. Was hätte das arme Röslein auch davon gehabt, wenn es auf der Heide verblüht und zur Hagebutte geworden wäre?“

„O, über die Eitelkeit der Männer!“ scherzte die junge Frau. „Lebrigens bitte ich um Verzeihung, wenn ich meinem Herrn Gemahl widersprechen muß. Goethe hat recht gut gewußt, daß man die Blümlein nicht immer zu pflücken braucht, um sich ihrer zu freuen, daß man sie vielmehr auch mit allen den Würzlein ausgraben und im Garten am hübschen Haus wieder pflanzen kann. Sie kennen doch das reizende Liedchen „Gefunden, liebes Fräulein?“

„Gewiß,“ sagte Cécile, „und ich liebe es. Aber selbst dann — wer weiß, ob es dem Waldblümlein in der Gartenerde wohl ist?“

„O,“ rief dein Vater eifrig, „das würde doch wohl nur von der Liebe und Sorgfalt des Gärtners abhängen!“

War es der Abendschein, der bei diesen Worten das Mädchen plötzlich erröten ließ?

„Ach Kinder, ihr seid langweilig!“ brummte der Doktor. „Gebt das Streiten nur auf; denn ihr kommt doch an kein Ende, und der Abend ist viel zu schön dazu. Fräulein Cécile, singen Sie uns lieber noch ein Lied!“

„Gern,“ sagte sie schnell.

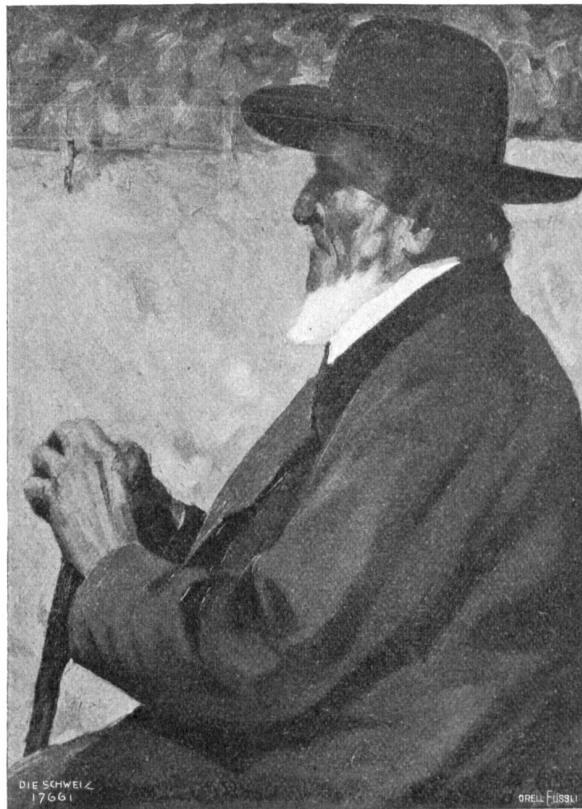
Und dann sang sie mit ihrer weichen Altstimme das schöne Lied der sizilianischen Fischer, dessen Weise uns allen aus der Kindheit und der Weihnachtsstube lieb und vertraut ist. „O sanctissima,“ klang es feierlich über das stille Wasser.

An jenem Abend fanden wir auf unserem Zimmer einen Brief von zu Hause, von deinem Großvater. Er war verwundert und ungehalten, weil wir noch immer in Venetien steckten, und verlangte energisch, wir sollten mit der Reise vorwärtsmachen.

„Was nun?“ fragte Hans, indem er mir den Brief reichte.

„Nun,“ erwiderte ich ziemlich kleinlaut, als ich gelesen hatte, „da packen wir eben unsere Siebensachen; es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben.“

Aber da stand er kerzengrade vor mir, der schöne, große Mensch, und rief, mich bei den Schultern packend:



Johannes Weber, Zürich.

Alter Bauer.

„Wenn ich aber nicht kann? Mensch, siehst du denn nicht, daß ich nicht kann?“

Ich ertrahf wahrhaftig bei dieser plötzlichen Leidenschaft; doch tat ich nicht dergleichen und sagte möglichst ruhig:

„Das kann jeder sagen, und man kann, was man muß.“

„Nein, das kann nicht jeder sagen,“ brauste er auf, durch meine scheinbare Kälte gereizt. Und dann plötzlich in ganz andern Ton:

„Friedel, lieber alter Friedel, du hast mich noch nie im Stich gelassen; tu' mir den einzigen Gefallen und reise allein weiter!“

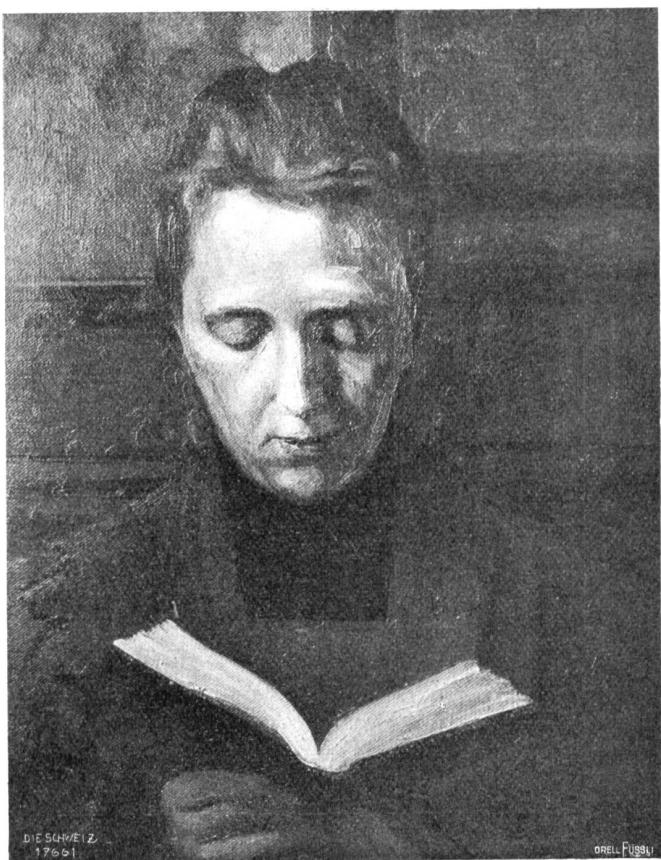
Nun mußte ich lachen, obwohl mir's nicht darnach zu Mut war.

„Bitte,“ sagte ich, „wie denkst du dir das? Meinst du, dein Vater würde so ohne weiteres Ja und Amen dazu sagen?“

Daran freilich hatte er nicht gedacht — ich glaube, er hatte überhaupt nichts gedacht. Und da saß er nun an dem kleinen Sofatisch, stützte die Ellenbogen auf und vergrub die Finger in seinen blonden Locken. Plötzlich sprang er auf. „Friedel,“ fing er wieder an, „wenn du mir helfen wolltest, es ginge doch. Höre nur zu: Du gehst allein weiter. Du schreibst mir von Florenz ausführliche Briefe, und ich komponiere darnach eigene nach Hause, die du spedieren mußt. Das merkt kein Mensch, und unterdessen — vielleicht . . .“

„Hans,“ unterbrach ich ihn, „du bist nicht bei Sinnen! Das wäre ja ein ganz gemeiner Betrug! Ich kann das nicht, nein gewiß nicht! Ich hasse das Lügen, nicht aus Tugend, nein aus Instinkt, es geht mir einmal gegen die Natur. Und schließlich auch aus Klugheit; es kommt doch nie etwas Gutes dabei heraus!“

„Ja natürlich,“ sagte er kleinlaut, „du hast wieder einmal recht! Es wäre ja eine abscheuliche Gemeinheit meinem alten Herrn gegenüber. Aber Friedel, was soll ich machen?“



Johannes Weber, Zürich.

Du mußt mir helfen, und du kannst es auch, du mit deinem klaren Kopf und deinem fühlenden Herzen!"

"Ich mit meinem fühlenden Herzen, was sollte ich tun? Auch mir warbte der Kopf, und da saß der gute, harmlose Junge und erwartete Hilfe von mir, von mir!"

"Ich will darüber nachdenken," sagte ich endlich; "aber ich muß hinaus. Es ist erdrückend schwül hier im Zimmer, und ich habe erbärmliche Kopfschmerzen!"

Damit war ich draußen. Unten auf dem Markusplatz spielte die Militärmusik, und halb Benedig war dabei versammelt. Man spazierte auf und ab, ließ seine Toiletten bewundern und seine Brillanten blitzen, man plauderte und lachte und hörte wohl auch ein wenig zu. Mir tat die Musik und das Gewühl weh. So eilte ich weiter hinaus, dem Wasser entlang auf der stillen Riva degli Schiavoni, endlich glücklich allein. Nun sing ich an zu überlegen. Dein Großvater verstand keinen Spaß, wenn er einmal etwas beföhnen hatte; aber schließlich kam es auf ein paar Tage mehr oder weniger doch wohl nicht an. Das wollte ich ihm schon plausibel machen. Allein, was sollten die nützen? Und vor allem, wem sollten sie nützen? Schließlich konnte es doch nur einer von uns sein — im besten Fall. "Er oder ich, er oder ich," so dachte ich beinahe mechanisch zum Takt meiner Schritte. Er oder ich! Konnte denn da ein Zweifel sein, wenn ich den schönen, liebenswürdigen, lebhaften Freund mit mir verglich? Nein, so blind war ich nicht. Und dennoch! Hatte ich es nicht manchmal mit innerem Jubel wahrgenommen, daß sie in der Unterhaltung mit mir freundlicher, ja vertraulicher gewesen war, während sie sich seinem Vater gegenüber eher zurückhielt! Ach, ich war noch sehr jung damals, und ich habe später im Leben noch öfter Gelegenheit gehabt, mich von Seiten der Frauen dieser Vertraulichkeit zu erfreuen. Und das Ergebnis ist, daß ich in meinen alten Tagen als Junggesell ein

paar gute Freundinnen habe. Ja, gute Freundschaft! „Ritter, treue Schwesterliebe!“

Der Apotheker schwieg und tat einige bedächtige Böge aus seiner Pfeife. Da warf sein junger Gast lächelnd dazwischen: „Vielleicht wissen die Frauen, Onkel Gottfried, daß es manchmal leichter ist, einen Liebhaber zu finden als einen zuverlässigen Freund!“

„Woher kommt dir denn solche Weisheit, du Grünschnabel?“ lachte der Apotheker. „Hast du das auch bei Cécile Legrand gelernt? Nun, so unrecht magst du nicht haben... Aber du willst meine Geschichte zu Ende hören; sie ist nicht mehr lang. Also er oder ich, darüber kam ich nicht hinaus. Da plötzlich hatte ich's! Sie soll selbst entscheiden, ohne daß sie es weiß, dachte ich, und mein Plan war fertig. Nach kehrte ich um, eilte den stillen Strand entlang zurück, die Treppen hinauf und ging in den Salon der Pension. Da saßen die Gäste in Gruppen zusammen, plaudernd, spielend oder lesend. Cécile stand am Klavier und durchblätterte ein paar Notenhefte.

„Herr Lindemann,“ rief sie mir entgegen, „was soll ich spielen? Herr Doktor will gern zum guten Schluß noch etwas hören...“

„Ja,“ sagte ich, doch so, daß nur sie mich verstehen konnte, „da darf ich schon mit auswählen; denn es wird auch ein Abschiedslied für uns sein.“

„Wie das,“ fragte sie bestürzt, „wollen Sie fort?“

„Wir wollen nicht, wir müssen.“

„Beide?“

„Zest also mußte es kommen!“

„Wir sollten wohl,“ erwiderte ich langsam, indem ich sie genau beobachtete. „Aber vielleicht könnte mein Better noch ein paar Tage bleiben...“

„Ah ja,“ fiel sie mir lebhaft ins Wort, „wie schade wäre es, wenn Monsieur Ans' seine Skizzen nicht fertig machen könnte!“

Da ergriff ich ihre Hand und sagte noch leiser: „Fräulein Cécile, Hans bleibt nicht der Skizzen wegen. Es hängt ganz allein von Ihrem Willen ab. Soll er bleiben?“

Nun wurde sie zwar sehr rot, doch sah sie mir fest in die Augen und sagte tapfer:

„Ja, Herr Lindemann, und ich danke Ihnen.“

Nun wußte ich's also; doch hieß es schnell handeln, bevor es mich wieder gereuen konnte. So wandte ich mich an den Doktor mit der Frage, ob er mich morgen mitnehmen wolle; ich müsse doch nächster Tage fort, und dann gehe es in einem Abschiednehmen, da ja unser Weg bis Padua derselbe sei. Man wunderte sich, man bedauerte; aber ich ließ sie denken, was sie wollten, und ging, nach deinem Vater zu sehen. Der hatte mich drunter auf der Piazza gesucht und begegnete mir auf der Treppe.

„Ich habe eben einen Brief nach Hause auf die Post gebracht,“ sagte er. „Natürlich hab' ich schließlich selbst eingesehen, daß wir fort müssen, und in dem Sinn an den Vater geschrieben. Es würde ja doch alles nichts nützen!“

„Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt... Wie heißt's gleich weiter? Nun, es scheint mal wieder zu stimmen! Uebrigens den Brief las' nur ruhig reisen, der kann nicht schaden; aber ich gehe allein.“

„Wieso?“

„Nun, siehst du, ein paar Tage kannst du ganz gut noch hier bleiben; ich schicke inzwischen ein Lebenszeichen von Florenz nach Hause, dann sind sie schon beruhigt. Und was das alles nichts nützen' anbetrifft — ich glaube, Hans, das liegt in deiner Hand!“

„Friedel,“ rief er, „du bist ein herrlicher, prächtiger Kerl, und ich nehme alle Philister und sonstigen Beleidigungen der letzten zwanzig Jahre zurück!“

Ich aber zog seinen Arm durch den meinen und ging mit

ihm in den Salon zurück. Dann lauschten wir zusammen dem Abschiedslied, das ich mir von ihr ausgebeten hatte: des großen Meisters Appassionata.

Nun, auch diese Nacht ging vorüber und der Abschied auch, wie schließlich alles im Leben vorübergeht. Ich hatte mein Bündel gechnürt, die Rechnung in Ordnung gebracht und der Gesellschaft lebwohl gesagt. Hans begleitete uns an die Gondel, und die Damen winkten uns aus dem Fenster nach. Endlich saß ich mit dem Doktor im Zug und sah die Türme von Venedig langsam unsern Blicken entschwinden. Addio, mia bella Venezia!

Zum Plaudern hatten wir beide keine Lust; so saßen wir still nebeneinander und dachten unsere eigenen Gedanken. In Padua trennten sich unsere Wege; als der Doktor mir die Hand zum Abschied reichte, sagte er mit einem warmen Blick:

„Lieber Herr Lindemann, wir Aerzte und Apotheker sind doch ja halbwegs Kollegen und einer auf des andern Hilfe angewiesen. Ich glaube, ich habe gestern und heute ein wenig in Ihr Herz geschaut und habe mehr gesehen als andere Leute. Das — wissen Sie — hängt mit unserem Metier zusammen, und darum hören Sie von einem alten Mann ein freundschaftliches Wort: Unser Herrgott hat den Schmerz nicht in die Welt geschickt, daß er uns unterkriegen und kleinmütig machen soll; nein, wir sollen Sieger bleiben und mit stärferem und besserem Herzen aus dem Kampf hervorgehen! Nichts für ungut, lieber Freund! Und nun leben Sie wohl und bestellen Sie einen schönen Gruß an die heilige Cäcilie in Bologna!“

Der liebe alte Herr! Ich wollte ihm noch danken; allein der Schaffner schlug mir mit einem eiligen «Pronto» die Tür vor der Nase zu, der Zug fuhr ab, und ich suchte den meinigen nach Bologna-Florenz.

Nun erzählte ich nichts mehr von dem weiteren Verlauf unserer Italiensfahrt. Es ist mir einmal ein englisches Backfischchen begegnet, das mit seiner Mama nach Meyers bekanntem Reisebuch „Italien in 60 Tagen“ genossen hatte. Als ich nun das Mädel fragte, wie ihm Florenz gefallen habe, befann es sich einen Augenblick und sagte dann lebhaft: „Florenz? O Mama, das war doch die Stadt, wo wir den wunderschönen Hut gekauft haben?“ Der wunderschöne Hut hatte in des Mädchens Erinnerung alle andern Herrlichkeiten der Mediceerstadt ausgelöscht. Ganz so schlimm ist es mir nun zwar nicht ergangen — ich hatte wohl Augen für Giotto und Donatello, Michelangelo und Raffael, für die ganze herrliche Stadt im Kranz der toskanischen Berge; aber ich sah das alles doch wie durch einen Schleier.

Hans hielt Wort; er kam nach einigen Tagen, und er strahlte.

„Nun?“ fragte ich.

„Ich bin mit ihr im reinen, alter Junge, und ich denke, nun soll alles gut werden.“

„Und mit ihrer Mutter?“

„Natürlich mit ihr auch. Glaubst du, Cécile ließe sich auf unklare Verhältnisse ein? Ich habe versprochen, einstweilen nicht zu schreiben, bis ich die Sache mit dem Vater besprochen habe. Ich kann natürlich bei ihm nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen — erst muß ich ihm beweisen, daß ich etwas gelernt habe und bei der Firma meinen Mann zu stellen weiß. Bis dahin heißt's für uns beide Geduld haben. Aber ich hoffe, es soll nicht Winter darüber werden.“

Ich wünschte ihm Glück, und zwar von Herzen. Und dann stiegen wir die schöne Hügelstraße nach San Miniato hinauf, und ich ließ mir erzählen von seinem Glück und von ihr . . .

Ein halbes Jahr später — an einem Novemberabend wie heute — war ich in der Barmer Apotheke, in der ich als Provisor arbeitete, fleißig mit Rezeptieren beschäftigt und dachte in dem Augenblick an nichts anderes als an meine Pillen. Da bimmelte die Ladenglocke, und dein Vater trat bei mir ein, wie er das in den letzten Monaten öfter getan hatte. Aber

was war das? Wo blieb heute sein fröhlicher Gruß? Und wie sah er aus!

„Hans,“ rief ich, „was ist geschehen? Was hast du?“

„Es ist alles aus,“ sagte er tonlos; „kannst du ein wenig mit mir hinauskommen?“

Nein, ich konnte jetzt nicht fort; aber wir waren auch hier allein. So erzählte er mir die traurige Geschichte. Er war in diesen Tagen in aller Form als Teilhaber in die Firma aufgenommen worden; denn — ich wußte es — er hatte gearbeitet wie nur einer, und sein Vater hatte ihm oft mit freundlicher Anerkennung auf die Schulter geklopft. Jetzt, meinte er, dürfte er sein Anliegen vorbringen und von dem fremden Mädchen erzählen, das er den Eltern gern als Tochter ins Haus bringen wollte. Aber er war auf den härtesten Widerstand gestoßen. Eine französische Schwiegertochter? hatte der Vater aufgebracht gesagt, und das wolltest du uns antun? Ich kann dazu nicht ja sagen, mein Sohn, ich kann es nicht, heute nicht und nie, und ich bitte dich, mir nicht wieder mit der Angelegenheit zu kommen! Und nun,“ schloß Hans, „Gottfried, was nun?“

Was sollte ich sagen? Ich kannte den unbeugsamen Mann, der bei aller Herzengüte doch nie ein Wort zurücknahm. Ich versprach aber doch, auch meinerseits mit ihm zu reden; denn ich hatte immer so etwas wie einen Stein im Brett bei ihm gehabt. Aber ich hatte kein Vertrauen auf Erfolg bei meiner Mission. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Ohne Heftigkeit und Leidenschaft zwar, aber mit unerschütterlicher Ruhe blieb er bei seiner Weigerung.

„Siehst du, mein Junge,“ sagte er, „ich glaube dir alles aufs Wort, was du mir von den vorzüglichen Eigenschaften des Mädchens sagst, und sie mag einen andern Mann, einen Mann ihres Stammes, sehr glücklich machen. Aber in unser Haus und unser Land paßt das französische Wesen nun einmal nicht.“ — — —

Mit wachsendem Staunen war der junge Hans der Er-



Johannes Weber, Zürich.

Knabenbildnis.

zählung gefolgt. Jetzt aber rief er, beinahe empört: „Welch unbegreifliches Vorurteil, Onkel Gottfried! Und das konntet ihr nicht besiegen, wo es sich um zweier Menschen Lebensglück handelte?“

„Vorurteil, ja vielleicht, Hans,“ sagte der Apotheker ruhig; „aber so unbegreiflich ist es doch wohl nicht, wenn du dich in die damalige Zeit versetzt. Erst wenige Jahre waren seit den Stürmen von 70/71 vergangen, und auch in unsere Reihen hatte der Krieg eine schmerzhafte Lücke gerissen. Du weißt, daß deines Vaters ältester Bruder bei Spichern gefallen war — so etwas blutet noch lange nach. Und ihr heutigen macht euch überhaupt keinen Begriff mehr von der Erbitterung und der Feindschaft, die zu jener Zeit in unserm Land gegen alles, was französisch hieß, die herrschende Stimmung war. Wohl stellte ich deinem Großvater vor, daß Cécile als Schweizerin mit der Sache rein nichts zu tun habe, daß sie und die Ihrigen den Preußen und Franzosen absolut neutral gegenüberstehen. Umsonst!

„Politisch ja,“ antwortete er. „Aber ihr Wesen ist deswegen doch französisch und wird dem unsfern immer fremd bleiben. Glaube mir, Gottfried, es kommt nichts Gutes dabei heraus. Ich kann auch für Hans kein Glück darin sehen, und deswegen bleibe ich bei meinem Nein — ich kann nicht anders!“

Da waren wir am Ende, und es blieb meinem armen Freund nichts anderes übrig als ihr zu schreiben, daß es nicht sein könne. Wie anders hatte er sich diesen ersten Brief gedacht!

„Und ich hätte es doch nicht getan, nie und nimmer!“ rief Hans der Jüngere leidenschaftlich.

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,“ zitierte der Apotheker lächelnd. „Ja, Junge, vielleicht hättest du es nicht getan. Aber wir hatten damals noch andere Begriffe von väterlicher Autorität und kindlichem Gehorsam als ihr Jungen. Was hätte er aber auch machen sollen? Dem Elternhaus und der sichern Existenz den Rücken kehren und sich irgendwo in der Welt eine neue gründen? Du kannst sicher sein, daß dein Großvater ihm keinen roten Heller dazu gegeben hätte. Uebrigens würde ihm auch der Versuch wenig genützt haben: Cécile wäre nie darauf eingegangen. Du hättest ihren Brief lesen sollen, den einzigen, den sie deinem Vater geschrieben hat! Da waren keine sentimentalnen Romanphrasen; aber da war Charakter und schlichte Größe. Sie sei zu sehr davon überzeugt, daß nur der Eltern Segen den Kindern Häuser bauet, als daß sie diesem entschiedenen Nein gegenüber etwas anderes empfinden könnte als gehorsame Ergebung. So schrieb sie. Und er sollte sich ihrerwegen keine Sorge machen, ihr werde das Herz nicht brechen. Sie sei dankbar für das kurze Glück, das sie durch ihn erlebt habe; sie werde ihm ein ungetrübtes Andenken bewahren und wünsche ihm das Beste für sein weiteres Leben.

Der arme Hans! Aber er war nicht der Mann, der sich, wie der alte Doktor gesagt hatte, vom Schmerz unterkriegen ließ. Nein, er biß die Zähne zusammen und vergrub sich in der Arbeit. Dein Großvater hatte allen Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Nur seine alte Fröhlichkeit war fort, und wenn einer eine scherzhafte Anspielung auf sein Herz oder seine

zukünftige Frau machte, dann pflegte er mit kaltem Lächeln zu sagen: „Bei mir sitzt ein Stein an der Stelle, wo andere Leute ein Herz haben!“

Nun, er hat gottlob sein Herz wiedergefunden. Was soll ich viel darüber sagen? Du hast deine Mutter gekannt, Hans, und da weißt du, daß es seinem Haus und seinem Herzen nicht an Sonne und Liebe gefehlt hat. Und wer weiß, ob nicht dein Großvater doch recht hatte? Wer weiß, ob dem heitern Kind des Südens euer enges, nebliges Tal zur Heimat geworden wäre, ob trotz aller Liebe und Sorgfalt des Gärtners das Blümlein in dem fremden Erdboden hätte gedeihen können? Jedenfalls haben wir kein Recht zu behaupten, daß es nach unserem Willen besser gegangen wäre, wir, die wir uns zu dem Glauben bekennen, daß nicht der Zufall, sondern ein höherer Wille unser Leben regiert . . .“

„Und du, Onkel Gottfried?“ fragte Hans leise.

Der Apotheker zögerte einen Augenblick mit der Antwort und blies ein paar Rauchwolken in die Luft. Dann sagte er mit grimmigem Lächeln:

„Junge, mußt du denn durchaus alles wissen? Aber schließlich hab' ich ja schon soviel gesagt, daß du auch das Letzte noch hören magst. So geht's, wenn man sich mit der Jugend einläßt! Jawohl, ich hab' es auch noch einmal probiert. Nach Jahren, als deine Eltern längst verheiratet waren. Natürlich trug mir meine Dummheit einen Korb ein, einen schönen zwar, voll Güte und Freundschaft, aber immerhin doch einen Korb. Ihre Mutter war inzwischen gestorben, und sie war in der Familie eines römischen Grafen, wie sie mir schrieb, befriedigt und glücklich als Erzieherin begabter und liebenswürdiger Kinder. Später, meinte sie, würde sie vielleicht in ihre alte Heimat zurückkehren. Das war das Letzte; dann habe ich sie aus den Augen verloren, bis du mir heute abend als willkommener Bote ihren Gruß gebracht hast . . .“

Herr Gottfried Lindemann schwieg; er war zu Ende. Hans aber sagte mit Wärme:

„Ich danke dir, lieber Onkel! Und weißt du, wie mir bei deiner Geschichte zu Mut gewesen ist? Beinahe wie damals, da ich als kleiner Junge deiner Mutter zuhörte, wenn sie uns Kindern dort im Eckchen hinterm Ofen Märchen erzählte. Die selbe Stimmung, ‚Es war einmal‘ . . .“

„Nur, daß es damals meistens mit einer fröhlichen Hochzeit schloß, wenn der Prinz und die Prinzessin sich glücklich gefunden hatten! Und doch, mein Junge, wenn wir deine Geschichte als Schluß unter die meinige setzen, so meine ich, auch das gibt einen guten Klang. Denn mir scheint, die Prinzessin in unserm Märchen hat mit ihrer Liebe den Sohn ihres Prinzen von dem häßlichen Zauber erlöst, der ihn in der Fremde gepackt, nicht wahr, Hans? Wenn aber auch dir dereinst die Liebe kommt, dann wünsche ich dir, daß du deine Erforene fröhlichen Herzens neben Cécile Legrand stellen darfst, daß sie vor ihren klaren Augen bestehen kann. Und dann möge auch der Hochzeitsglockenklang zum Schluß nicht fehlen! Schau, es ist noch ein Rest in der Flasche; den bringe ich dir und deinem zukünftigen Glück!“

Und noch einmal klangen die Gläser; dann wurde es still



Eduard Stiefel, Bürich. Plakat für die Gründungs-Ausstellung im neuen Zürcher Kunsthause (ausgeführt von der Graph. Anstalt J. G. Wolfensberger, Bürich).

im Zimmer. Die blauen Rauchwölkchen stiegen, und die beiden Männer dachten ihre eigenen Gedanken. Der Junge träumte hinaus in eine unbekannte Zukunft, und die Gedanken des

Alten gingen noch einmal die lieben alten Wege im goldenen Jugendland ...

Zur Eröffnungsausstellung im neuen Zürcher Kunsthause.

Mit zwei Abbildungen.

Wie prächtig in ihrem neuen Kunsttempel die alte Sammlung der Zürcher Kunstgesellschaft zur Geltung kommt, haben wir neulich bereits hervorgehoben; allein, nicht nur für die Sammlung, auch für die Ausstellungen ist in dem neuen Kunsthause am Heimplatz aufs vorzüglichste gesorgt. In den beiden Stockwerken des Flügelbaues findet sich eine stattliche Flucht lichter und fein abgestimmter Räumlichkeiten, in denen Zürichs für das moderne schweizerische Kunstleben so bedeutsame temporäre Ausstellungen sich in Zukunft ganz anders werden entwickeln können, als es in den beiden gemütlichen Räumen der Remise am Talacker der Fall war.

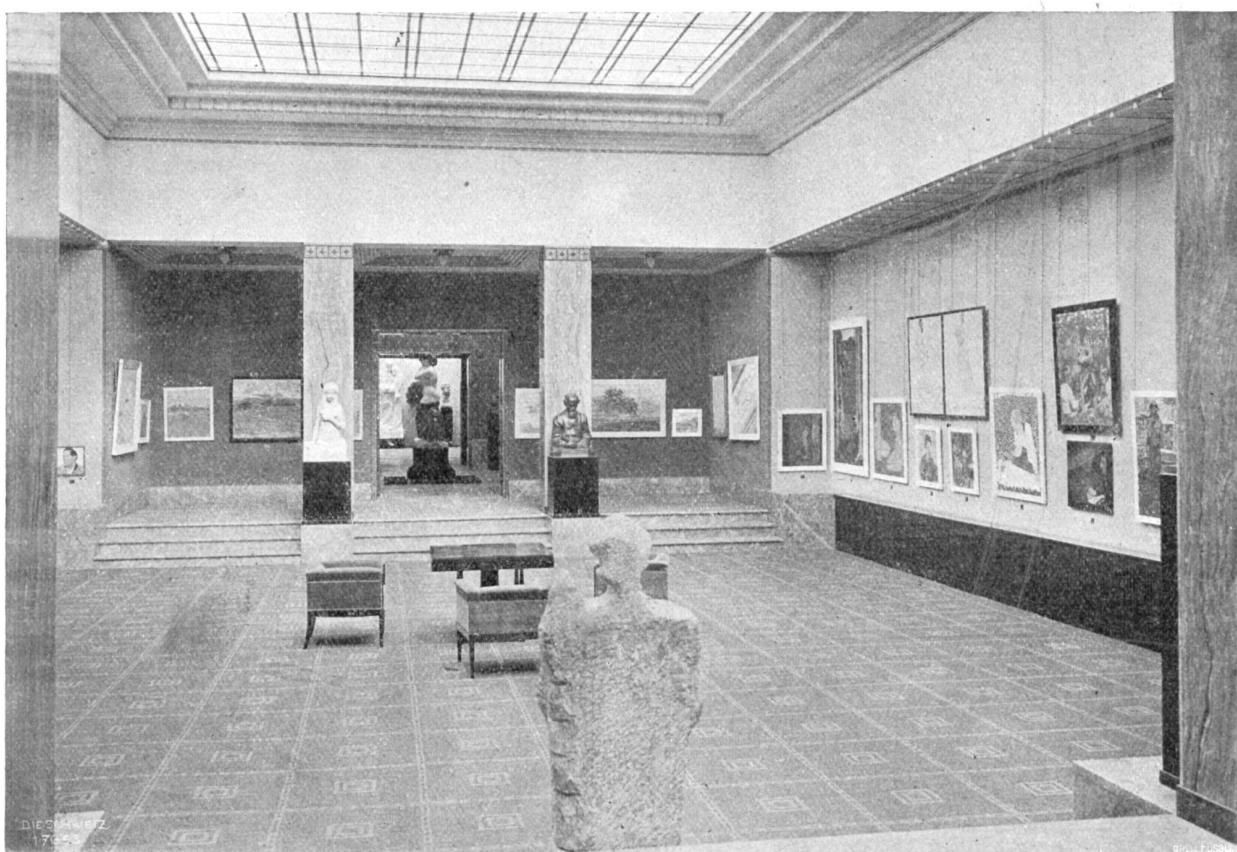
Die gegenwärtige Größenausstellung rekrutiert sich aus Werken von Künstlern des Zürcherkreises und einer Anzahl eingeladener nichtzürcherischer Schweizerkünstler, und da bei dieser Gelegenheit manch einer sich nicht nur mit seinen neuesten, sondern auch mit früheren Arbeiten einstellt, gibt sich diese Ausstellung recht als eine Art Kompendium schweizerischer Kunstgeschichte aus den letzten zehn bis zwanzig Jahren. Und da ist es denn erfreulich zu sehen, daß diese Entwicklung im großen Ganzen einem Streben nach Einfachheit und Größe des Ausdruckes entspricht, anderseits freilich auch nach stärkster Farbenwirkung, wobei sich allerdings noch ein nicht immer angenehmes Tasten geltend macht. Aber auch hier spürt man den Kampf und ein Ringen, und das ist wohltätig.

In Abbildung geben wir das schöne einheitliche, im Zusammenklang von Grün, Rot und Gold ungemein satt wirkende Plakat von Eduard Stiefel wieder und dann eine Aufnahme

vom Hauptsaal der Ausstellung. Leider ist auf unserer Photographie die den hellen Oberlichtsaal abschließende und recht eigentlich beherrschende Rückwand mit Werken von Ferdinand Hodler, vornehmlich seiner auch in den Farben alles andere übertönenden „Empfindung“, nicht sichtbar. Dafür aber genießt man den architektonisch schönen Durchblick nach dem anstoßenden Kabinett und der Halle. Auf unserer Abbildung gewahrt man im Durchgang die Venus von Karl Burchhardt, wohl das meist umstrittene Stück der ganzen Ausstellung. Vielleicht würde man diese problematische polychrome Statue nicht unbedingt charakterisieren, wenn man sie als das flott konzipierte, aber in der Ausführung nicht gegückte, weil zu keiner völligen Stilreinheit und Geschlossenheit der Form durchgedrungene Werk eines wirklichen Künstlers bezeichneten würde.

Von welch einer Farbenfreude der große Saal strozt, wird man sich vorstellen können, wenn man vernimmt, daß es vornehmlich Max Buri, Emmenegger, Amiet und Giov. Giacometti sind, die neben Hodler den Ton angeben. Besonders die auf unserer Wiedergabe sichtbare Amiet-Giacometti-Wand bedeutet eine wahre Farbenorgie. Für Amiets koloristische Entwicklung ist es wohl bezeichnend, daß seine neuesten Werke hauptsächlich einen Eclat in Gelb aufweisen, und zwar mit einem solchen Crescendo der Farbenintensität, daß das Gelb einer vor vier Jahren gemalten blühenden Löwenzahnwiese nun fast stumpf erscheint neben einem jüngst entstandenen gelben Mädelnaakt.

Allein, um auf die einzelnen Künstler einzutreten, fehlt



Hauptsaal der Ausstellungsräumlichkeiten im neuen Zürcher Kunsthause. Au der Wand rechts Bilder von Amiet und Giov. Giacometti, im Durchgang zur Halle die Venus von Karl Burchhardt, Basel. Phot. Anton Krenn, Zürich.